

MATTHIAS SACHAU

Alicia
verschwindet

ROMAN



it

Alicia und Robert sind beste Freunde. Eines Tages jedoch ist Alicia plötzlich verschwunden, ohne ein Wort der Erklärung. Die einzigen Hinweise, die sie hinterlassen hat, sind drei Fotos und ihr Lieblingsbuch »Sturmhöhe«.

Roberts Nachforschungen in London verlaufen im Nichts. So begibt er sich auf eine abenteuerliche Reise, die ihn nicht nur quer durch England führt, sondern auch zurück in seine eigene Vergangenheit ... Die Suche nach der Freundin wird immer mehr zur Suche nach sich selbst. Erst wenn er sich seinen wahren Gefühlen stellt, kann er Alicia finden. Und ihre Liebe.

Ein spannender Roman über unausgesprochene Gefühle und die Hürden, die auf dem Weg zum großen Glück manchmal genommen werden müssen.

Matthias Sachau, geboren 1969, begann nach einer kurzen Karriere als Architekt zu schreiben. Einige seiner Romane wurden Bestseller. Matthias Sachau lebt und arbeitet in Berlin und Regensburg. www.matthias-sachau.de

Im in sel taschenbuch liegt außerdem vor: *Mit Flipflops ins Glück* (it 4458)

insel taschenbuch 4642

Matthias Sachau

Alicia verschwindet



MATTHIAS SACHAU

*Alicia
verschwindet*

Roman

Insel Verlag

Erste Auflage 2018

insel taschenbuch 4642

Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: zero-media.net, München

Umschlagfoto: FinePic®, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36342-2

Alicia verschwindet

ERSTER TEIL

1

Die alten Ledersessel in der Bibliothek des Blander's Club wirkten so ausladend, dass kleinere Männer befürchten mussten, von ihnen verschluckt zu werden. Zum Glück waren Robert Arlington-Stockwell und ich stattlich genug, um uns sicher zu fühlen. Ob die Bücher in den mächtigen viktorianischen Regalen um uns herum jemals gelesen wurden oder nur verhindern sollten, dass jemand fragte, warum der Raum Bibliothek hieß, war schwer zu sagen. Ich dachte kurz an meine eigene, zum Bersten gefüllte Bücherwand zu Hause. Eine wilde Ansammlung unterschiedlichster Werke, halbwegs korrekt nach Autorennamen sortiert. Wahrscheinlich wäre eine andere Ordnung sinnvoller. Musste man überhaupt alle Bücher aufheben? Sollte man sich nicht lieber auf einige Lieblingswerke beschränken? Ich tröstete mich damit, dass wohl jeder, der gerne las, diese Entscheidung sein Leben lang vor sich herschob.

Wir warteten auf unsere Drinks und plauderten. Ich fragte mich, ob sich Roberts Gesichtszüge seit unserer letzten Begegnung verändert hatten, oder ob nur das weiße Pflaster, das Teile seiner linken Stirnhälfte verdeckte, die gewohnten Proportionen durcheinanderbrachte. Natürlich erkundigte ich mich nicht danach. Im fünftältesten Londoner Gentlemen's Club wäre so

ein Verhalten unangemessen gewesen. Ich durfte ohnehin nur hier sein, weil ich Roberts Gast war und zur vereinbarten Zeit an einer geheimnisvollen großen blauen Tür in der St James's Street mit dem richtigen Codewort hatte glänzen können.

Auf dem blankpolierten Holztischlein vor uns standen eine Karaffe Wasser, zwei Gläser auf ledernen Untersetzern und eine Kristallschale mit einer Auswahl Salzgebäck. Davor drei Fotos, die Robert mit der Bildseite nach unten akkurat nebeneinandergelegt hatte.

»Entschuldigen Sie die Geheimniskrämerei, Doktor«, sagte er, während er uns Wasser einschenkte. »Aber was ich Ihnen erzählen möchte, erfordert, dass ich diese Fotos erst nach und nach aufdecke. Sie werden bald verstehen, warum.«

Ich kannte Robert nicht gut, aber gut genug, um ihn zu mögen. Obwohl ich Anfang fünfzig und damit fast zwanzig Jahre älter war als er, hatten wir das, was man »einen guten Draht zueinander« nennt. Als wir uns vor ein paar Jahren zum ersten Mal auf dem East Course des Wentworth Golf Clubs begegneten – genauer gesagt in dem vermaledeiten Waldstück zwischen dem fünften und neunten Loch, in dem wir beide nach unseren hoffnungslos verzogenen Bällen suchten und sie beinahe verwechselten –, brauchten wir nur wenige Sätze, um das festzustellen. Und auch wenn wir uns danach nur gelegentlich und zufällig trafen, unser Draht hatte Bestand. Sobald wir uns bei einer der zahlreichen

langweiligen Zusammenkünfte der British Season von Weitem erkannten, zwinkerten wir uns über die Köpfe und Hutfedern hinweg zu, und ich genoss ab diesem Moment die angenehme Gewissheit, dass wenigstens eines der Gespräche an diesem Abend unterhaltsam sein würde.

Sicher, Robert war das Musterbild eines Sloane Ringers, eines jener jungen Briten, die gleich mit einem ganzen Dutzend goldener Löffel im Mund geboren wurden. Die Arlington-Stockwells waren eine vollendete Mischung aus Adel, altem Geld, neuem Geld, Firmenanteilen, Immobilien und Beziehungen bis hinauf zu den Grosvenors. Bemerkenswert war aber, dass er trotz intensiver Dauerverwöhnung keine nennenswerten charakterlichen Schäden davongetragen hatte. Er war sich – im Gegensatz zu den meisten anderen Söhnchen, die sich im Guards Polo Club, im Boujis und in den Logenplätzen der Royal Opera tummelten – der Absurdität seiner Lebensumstände vollauf bewusst. Und mein Bauchgefühl sagte mir, dass er tief im Inneren unzufrieden war, allerdings ohne genau zu wissen, womit. Vielleicht war nur diese Unsicherheit der Grund, warum er keinerlei Ambitionen zeigte, aus dem Klammergriff der Familie Arlington-Stockwell auszubrechen.

Lediglich eine einzige Fluchttür nutzte er gerne und oft. Sie führte in die relative Freiheit einer zwar streng umzäunten, aber in ihren Ausmaßen doch sehr annehmbaren Spielwiese: Gespräche. Ich muss voller Neid zu-

geben, dass Robert ein Meister darin war. Jeder noch so langweiligen Runde konnte er mühelos mit ein paar Sätzen Leben einhauchen. Er beachtete dabei penibel die Grenzen der Konventionen, tänzelte aber bisweilen so dicht an ihnen entlang, dass man den Atem anhielt. Gleichzeitig hatte er die wunderbare Angewohnheit, sein eigenes Leben nicht zum Thema zu machen. Und wenn andere dafür sorgten, gelang es ihm schnell, das Gespräch wieder in neue Bahnen zu lenken. Wahrscheinlich hatte es weniger mit gutem Stil zu tun als mit seinem Bewusstsein dafür, dass seine Vita tatsächlich nichts hergab, was einer Vertiefung wert gewesen wäre.

Dass Letzteres so nicht mehr stimmte, sollte mir im Verlauf des Abends klar werden. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich allerdings noch nichts. Im Gegenteil, nachdem Robert seine Fotos ausgebreitet hatte, fürchtete ich im Stillen, dass die wohlige Spannung, die er aufgebaut hatte, nicht annähernd das einlösen würde, was sie im Moment versprach. Gleichzeitig schämte ich mich über meinen primitiven Anspruch, gut amüsiert zu werden. Kaum angemessen für diese Verabredung, immerhin unsere erste nach jahrelangen Zufallsbegegnungen.

Ein Diener mit Tablett trat an den Tisch. Roberts geheimnisvolle Fotoreihe bekam Gesellschaft von einer Cocktailschale und einem Tumbler. Die Cocktailschale war seine Bestellung. Ein Gin Basil Smash, das Rezept eines deutschen Bartenders, für das ich mich bislang

nicht erwärmen konnte. Robert hatte eine Vorliebe für alles Deutsche. Er beherrschte die Sprache fließend, zitierte Goethe, Mann und Kafka und zog oft provozierende, bewusst unfaire Vergleiche zwischen deutscher und britischer Kultur. Ein Teil seiner offen gelebten Germanophilie war sicher echter Faszination geschuldet, aber ich bin überzeugt, ein anderer Teil rührte von einem tiefen, uneingestandenen Wunsch nach Auflehnung her.

Ich selbst begnügte mich mit einem schlichten Whisky Sour. Ich ließ die großen Eiswürfel ein paarmal kreisen, dann stießen wir an. Der erste Schluck war, wie immer, ein Fest. Ich ließ mir Zeit und genoss die nie ganz, aber in diesem Fall doch nahezu perfekte Balance zwischen Säure und Süße. Robert hingegen schien es fast gleichgültig, was er in sich hineinkippte. Ungewöhnlich für ihn. Einer Ahnung folgend, fragte ich, ob er nun mit seiner Geschichte anfangen wolle. Und er wollte.

»Wenn Sie erlauben, beginne ich mit einer Frage, Doktor: Kennen Sie Alicia Jensen?«

»Nein«, antwortete ich. »Ich kenne überhaupt keine Jensens.«

Robert winkte ab. »Es hätte mich auch gewundert. Um es kurz zu machen, Alicia Jensen ist mein bester Freund. Ja, Sie haben richtig gehört: bester Freund. Ich wüsste nämlich keinen Mann, mit dem ich mich auch nur ansatzweise so gut verstehe. Einen besseren besten Freund als sie kann ich mir nicht wünschen.«

Roberts Tonfall war anders als sonst. Mir wurde langsam klar, dass er diese Geschichte nicht erzählte, weil er sie für unterhaltsam hielt. Sie lag ihm auf der Seele. Ich konnte mir allerdings nicht erklären, warum er sich damit ausgerechnet an mich wandte, einen Mann, mit dem er – trotz beiderseitiger Sympathie – bisher nur lose verbunden war. Nicht dass ich etwas dagegen hatte. Im Gegenteil, wenn es eine Schwäche gibt, derer ich mich bezichtigen müsste, dann ist es Neugier. Dennoch, warum tat er es? Hoffte er auf meinen Rat? Mir schien diese Option am wahrscheinlichsten und ich fühlte mich geschmeichelt. Wie gründlich ich mich täuschte, sollte ich erst etliche Drinks später erfahren.

Er nahm einen weiteren Schluck, atmete hörbar ein und fuhr fort: »Ich mache mir große Sorgen um Alicia.«

Sein gewohnt wacher, stets leicht verschmitzter Gesichtsausdruck war vollends gewichen. Ich sah einen Mann, der mühsam Haltung bewahrte. Was auch immer er mit »Sorgen um Alicia« gemeint hatte, es schien ernst zu sein. Ich sagte die beiden Sätze, die in meinem Beruf als Psychiater zu den Formalien gehören, die ich jedoch kaum jemals dringlicher ausgesprochen hatte als an jenem Tag: »Erzählen Sie die Geschichte von Anfang an. Wir haben alle Zeit der Welt.« Sein kurzes Zögern entging mir nicht, und ich fügte hinzu: »Sie haben mein Wort, dass alles, was Sie mir heute berichten, so sicher bei mir aufgehoben ist, als hätten Sie es mir in meiner Praxis anvertraut.«

Er versuchte sich kurz in dem unmöglichen Kunststück, sich unbemerkt umzusehen, nahm einen letzten Schluck und fing an:

»Alicia ist verschwunden, Doktor. Ich habe sie vor gut einer Woche zum letzten Mal gesehen. Wir hatten einen wunderbaren Abend zusammen verbracht, und am nächsten Tag war sie wie vom Erdboden verschluckt. Keine Reaktion mehr auf Anrufe und Nachrichten, niemand zu Hause und die Nachbarn wussten auch nicht, wo sie steckte. Ich wollte schon zur Polizei, doch dann habe ich einen Brief von ihr auf meinem Schreibtisch gefunden. Er war bereits zwei Tage alt, das konnte ich aus der Reihenfolge schließen, in der Samuel die Post hingelegt hatte. Seit ich Zuflucht bei meiner Lebensgefährtin Rovena suchen kann, verkehre ich nicht mehr so oft in meinem ›Sarg‹, wie ich meine Wohnung aus vielerlei Gründen nenne. Sie erinnern sich an Miss Rovena, nicht wahr?«

»Aber sicher, Sie hatten sie mir vergangenen Winter in der Oper vorgestellt. Und halb London spekuliert, ob Sie ihr bald einen Antrag machen.«

»Nun, ich habe inzwischen immerhin schon die Ringe gekauft. Doch zurück zu Ali. Dass sie mir einen Brief schickte, war wirklich merkwürdig. Gewöhnlich haben wir telefoniert und SMS geschrieben. Und sie ist, wie bereits angedeutet, keine Angehörige unsererer Schnöselkaste. Sie verdient ihren Lebensunterhalt als freie Fotografin und kümmert sich um alle Belange ihres Lebens

selber. Sie muss ihren Freunden nicht regelmäßig teure, handgeprägte Briefbögen um die Ohren hauen, um ihr Selbstwertgefühl aufrechtzuerhalten.«

Dass Robert mitten in den heiligen Hallen des Blander's das Wort »Schnöselkaste« benutzte, gefiel mir. Es gab mir das aufregende Gefühl, wir wären Mitglieder einer Verschwörung.

»Wirklich, Sie sollten Alicia einmal bei ihrer Arbeit erleben.« Er kam in Fahrt. »Sobald sie fotografiert, ist sie nicht mehr ansprechbar. Sie wird eins mit ihrer Kamera. Keine Verrenkung ist ihr zu abenteuerlich, um die Linse in die richtige Position zu bringen. Und wenn man sie dabei beobachtet, könnte man glauben, sie wäre bereit, für ein gutes Bild zu töten. Nein, das ist natürlich Unsinn. Aber – und das meine ich wirklich so – manchmal beschleicht mich das Gefühl, sie wäre zumindest bereit, für ein gutes Bild zu sterben.« Er hielt kurz inne. »Sie müssen wissen, sie hortet eine geheime Sammlung von Fotos, zu denen sie ... eine besondere Beziehung aufgebaut hat. Ich finde, es sind ihre besten. Aber sie lässt sie fast niemanden sehen. Manche schaut sie selbst kaum an. Sie machen ihr Angst, sagt sie. Doch ich schweife ab. Hier, ihr Brief. Würde es Ihnen etwas ausmachen, ihn sich anzusehen?«

Damit zog er einen geöffneten Umschlag aus der Innentasche seines Jacketts und überreichte ihn mir. Gewöhnliche Qualität, wie man sie in jedem Schreibwarenladen bekommt.

»Darf ich?«

»Bitte.«

Ich holte den Briefbogen heraus. Er war dünn und nicht sehr stabil, vermutlich ein Blatt aus einem Stapel Druckerpapier. Ich las mit leicht gedämpfter Stimme vor:

Lieber Robert,

ich muss verschwinden. Würde es Dir etwas ausmachen, nach meiner Wohnung zu sehen?

Grüße, Ali

Die Buchstaben waren sorgfältig ausgeschrieben, vermutlich mit einem Kugelschreiber. Ich ließ die Worte kurz auf mich wirken. Dann sah ich Robert an, und er sprach weiter: »Dass dieser Text äußerst merkwürdig ist, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen, Doktor. Zunächst einmal: ›Ich muss verschwinden.‹ Das klingt, als wäre Ali ein Mafiakiller, der in Schwierigkeiten geraten ist. Völlig absurd. Hätte sie geschrieben: ›Ich muss *einfach mal für eine Weile* verschwinden‹, wäre das anders. Ich weiß von dem Haus auf der Isle of Portland, das ihrem verstorbenen Großvater gehört hat. Eine Bruchbude, die man meines Erachtens besser heute als morgen verkaufen sollte, aber Alicia nutzt sie gern als Rückzugsort. Wenn sie ihren Text auch nur andeutungsweise in Richtung Erholen, Ausspannen und Ruhe su-

chen ausgeschmückt hätte, wäre für mich klar gewesen, dass sie auf Portland ist. Selbst bei einem schlichten ›ich muss *mal* verschwinden‹ hätte ich sie dort vermutet. Doch das fehlende ›*mal*‹ macht einen großen Unterschied, finden Sie nicht auch, Doktor? Oder halten Sie mich für überspannt?«

»Ich vermute, wir sind immer noch ganz am Anfang Ihrer Geschichte«, antwortete ich. »Im jetzigen Stadium würde ich Ihnen lediglich ein gutes Gespür für Details attestieren. Mich selbst hätte dieser Brief sicher ähnlich ratlos gemacht wie Sie.«

»Das beruhigt mich. Ganz ehrlich. Ich war in den letzten Tagen schon mehr als einmal an dem Punkt, an dem ich mich fragte, ob ich Hirngespinsten hinterherlaufe. Doch zurück zum Brief. Fast genauso merkwürdig wie Alicias Verschwinden fand ich die Frage: ›Würde es Dir etwas ausmachen, nach meiner Wohnung zu sehen?‹ Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass ich ihr jeden Gefallen der Welt tun würde, auch wenn sie mich bisher so gut wie nie um etwas gebeten hat. Und nach der Wohnung zu sehen ist auch keine ungewöhnliche Bitte unter Freunden, wenn einer verreist. Aber ausgerechnet ich? Wenn jemandem das Wohl seiner Wohnung am Herzen liegt, bin ich ganz bestimmt der Letzte, dem er diese Aufgabe anvertrauen sollte. Ich habe keine Ahnung, wie man nach einer Wohnung *sieht*, ich muss mich ja noch nicht einmal um meine eigene kümmern. Ich hätte natürlich Samuel die Aufgabe über-